

[15]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Hauff.

„Es wird eine Untersuchung stattfinden,“ sagte der Schutzmann, nachdem er das Fenster besahen und hinausgeschaut hatte, sich zu überzeugen, ob das Zimmer von außen leicht erreicht werden konnte. „Es sollte jemand nach einem Arzt gehen! Ich werde selbst gehen, an der nächsten Straßenecke wohnt ein Doctor. Wer ist sie? Und wie ist das vorgefallen?“

Mit einem Strom von Worten sagte ihm Frau Ewitt alles, was sie wußte, und alles, was sie argwöhnte. Sie war überzeugt, Chicot habe es gethan.

„Warum?“ fragte der Schutzmann.

„Wer sollte es sonst gewesen sein? Räuber gewiß nicht, Sie haben selbst gesehen, daß das Fenster von innen geschlossen war. Sie hatte keine Werthsachen, welche irgend jemand in Versuchung führen konnten, das arme Ding, ihr Geld ging immer so schnell wieder fort, als es kam. Und, wenn er es nicht gethan hat, warum kommt er dann nicht zurück?“

Der Schutzmann fragte, was sie damit meinte, worauf Desrolles ihm mittheilte, wie Chicot verschwunden war.

„Wissen Sie, welche Zeit es war, als der Mann Lärm machte?“ fragte der Schutzmann.

„Vor kaum zwanzig Minuten.“

„Hat jemand von Ihnen eine Uhr?“

Desrolles zuckte die Achseln.

„Es sind noch zwanzig Minuten bis vier Uhr!“ sagte der Schutzmann, auf seine eigene Uhr sehend. „Wenn es der Ehemann gethan hat, so muß er es eine Stunde früher gethan haben, ehe er Lärm machte, das ist meine Meinung. Wir werden hören, was der Doctor sagt, ich will gehen und ihn holen. Nun aber merken Sie auf, meine werthen Leute. Wenn Sie nicht Verdacht erregen wollen, so darf niemand von Ihnen einen Versuch machen, das Haus zu verlassen. Morgen werden Sie als Zeugen bei der Untersuchung vernommen werden, und je ruhiger Sie sich inzwischen verhalten, desto besser für Sie.“

„Ich gehe wieder zu Bett,“ sagte Desrolles, „ich sehe nicht ein, was ich hier nützen kann.“

„Das ist das Beste, was Sie thun können,“ sagte der Schutzmann beifällig. „Und Sie, meine Dame,“ fügte er hinzu, zu Frau Rawber gewendet, „sollten dem Beispiel dieses Herrn folgen.“

„Ich werde hinabgehen und mir etwas Warmes bereiten, ich bin ganz erstarrt,“ sagte sie. „Aber, ich werde ausziehen müssen!“ sagte Frau Rawber zu sich selbst.

„Sie, meine Dame, sollten oben bleiben, bis ich mit dem Arzt zurückkomme,“ sagte der Schutzmann zu Frau Ewitt.

Desrolles war in sein Zimmer gegangen, und Frau Ewitt blieb allein zurück. Sie war eine eigenthümliche Person, welche bei Schreckensscenen ein gewisses gruseliges Vergnügen empfand. Sie nahm die Kerze und ging allein ins Zimmer, um die Todte zu besichtigen.

„Wie fest sie die Hand geschlossen hält!“ sagte sie zu sich selbst. „Ich möchte wissen, ob etwas darin ist.“ Sie bog die starren Finger zurück und beugte sich nieder, um dies genauer zu sehen. Die todte Hand hielt ein kleines Büschel grauer Haare fest.

Frau Ewitt nahm einen alten Brief aus der Tasche, zog die Haare aus der Hand der Todten und legte sie sorgfältig in das Papier, das sie zusammen faltete und in die Tasche steckte.

„Wie mich das angegriffen hat!“ sagte sie zu sich selbst, indem sie ihr Kleid sammelte, damit es nicht die Blutspur auf der Schwelle berühre, als sie wieder auf den Borplatz heraustrat. Ihr Gesicht hatte sich verändert, in ihren grauen Augen lag Verständnis für ein schauerliches Geheimniß, das sie entdeckt hatte.

Der Arzt kam. Nach seiner Meinung war die Ermordete

seit drei Stunden todt. Es war jetzt vier Uhr, also mußte der Mord um ein Uhr geschehen sein.

Der Schutzmann kam zurück, in Begleitung eines anderen Mannes in gewöhnlicher Kleidung und begann mit demselben eine sorgfältige Untersuchung aller Räume. Die Besichtigung ergab, daß es sehr schwierig gewesen wäre, von der Hinterseite her in das Haus zu kommen. Die Vorderthüre aber blieb die ganze Nacht verschlossen, hier konnte niemand eindringen, wie Frau Ewitt versicherte. Es war ein künstliches Schloß und mit einem Nachschlüssel nicht zu öffnen.

Die beiden Männer gingen in jedes Zimmer des Hauses, störten Monsieur Desrolles in einem sanften Schlummer und durchsuchten sein Zimmer mit scharfen Augen. Es war nicht viel zu sehen, ein Himmelbett, ein gebrechlicher Waschtisch, eine kleine Kommode mit einem Spiegel darüber und drei alte Stühle.

Nachdem sie Desrolles Zimmer durchsucht hatten, kamen sie zu Frau Rawber, welche mit einiger Entrüstung wahrnahm, wie alle ihre Schubläden und Schränke geöffnet und durchsucht wurden, wobei sich mehr Myriaden der Theatertoilette fanden, als ein profanes Auge zu sehen berechtigt war.

„Sie glauben doch wohl nicht, daß ich es gethan habe, hoffe ich?“ rief Frau Rawber mit ihrer großartigsten Tragödienstimme.

„Nein, meine Dame, aber wir müssen unsere Pflicht thun,“ erwiderte der Beamte. „Es ist nur der Form wegen.“

„Eine sehr unangenehme Form,“ sagte Frau Rawber, „und wenn Sie mein Kostüm von Lady Macbeth mit Talg besetzen, so werde ich von Ihnen Schadenersatz verlangen.“

Der Mann in gewöhnlicher Kleidung äußerte keine Meinung über ein Verbrechen, das augenscheinlich so ohne Grund war. Er notirte alle Einzelheiten des Falles und verließ mit dem Schutzmann das Haus.

„Wie soll ich es machen, sie einzukleiden?“ fragte Frau Ewitt den Doctor. „Ich würde sie nicht um hundert Pfund berühren.“

„Ich werde Ihnen eine Frau vom Hospital senden,“ sagte der Arzt nach kurzem Nachdenken, „die sich darauf versteht.“

Nach einer halben Stunde kam die Wärterin, ein großes knöchiges Weib. Sie führte die schreckliche Arbeit in geschäftsmäßiger Weise aus, welche auf starke Nerven und vielseitige Erfahrung schließen ließ. Um fünf Uhr morgens war alles geschehen und La Chicot lag mit mild gefalteten Händen unter reinem, weißen Leinen. Die schweren Augenlider waren für immer über den schönen Augen geschlossen, und das rabenschwarze Haar über der klassisch schönen Stirn gescheitelt.

„Das ist die schönste Leiche, die ich jemals eingekleidet habe seit den letzten zehn Jahren,“ sagte die Frau, und ich denke, die Arbeit macht mir Ehre! Haben Sie einen Kessel auf dem Feuer, so würde ich Ihnen für ein Glas Thee danken, und ich glaube, ein Theelöffelchen voll Branntwein darin würde mir gut thun! Ich war die ganze Nacht auf bei einem armen Teufel in der Pockenabtheilung.“

„O, Himmel!“ rief Frau Ewitt in heftigem Schrecken.

„Nun, Sie sind doch wohl geimpft, Madame?“ sagte die Wärterin gleichmüthig. „Nur armjeliges, nervöses Volk wird davon angesteckt. Ich habe kein Mitleid mit solchen Schwächlingen.“

17. Was die Diamanten werth waren.

Am nächsten Tage wurde die Untersuchung eingeleitet. Die Kunde von dem Mord hatte sich schon weit verbreitet, und vor dem Hause in der Silberstraße stand den ganzen Morgen eine dicke Menschenmenge sehr zum Aerger von Frau Ewitt. Die Reporter der Zeitungen drangen in ihr Haus ein, trotz ihrer Proteste, und da sie von ihr nicht viel erfahren konnten,

hielten sie sich an Desrolles, welcher gern bereit war, mit jedem, der kam, zu reden und zu trinken.

Zwischen neun und zehn Uhr erschien Gerard in dem Hause. Er hatte von dem Mord in der Eibberstraße gehört, mit vielen Uebertreibungen und Zuthaten von Mord und Selbstmord, und kam in der Erwartung, den Mann neben der Frau, die er seiner eifersüchtigen Wuth geopfert habe, leblos ausgestreckt zu finden.

Nicht ohne Schwierigkeit erhielt er Zutritt zu dem Zimmer, wo die Leiche lag. Die Wärterin vom Hospital war von der Polizei angewiesen, das Zimmer zu bewachen, und Gerard war genöthigt, eine halbe Krone zu spenden, die ihm nicht überflüssig war, um die Strupel der Dame zu beruhigen und sie zu veranlassen, ihm den Schlüssel zu dem Zimmer zu geben.

Er trat mit der Wärterin ein und blieb etwa eine Viertelstunde, während welcher er die Wunde sorgfältig untersuchte. Es war eine seltene Wunde, die von einem heftigen Stoß mit einem scharfen, dünnen, schmalen Instrument herrühren mußte.

Was war es für ein Instrument? Ein Dolch? Und was für ein Dolch? Gerard hatte niemals einen Dolch gesehen, der schmal genug war, um diese feine Oeffnung zu hinterlassen, durch welche das Blut langsam ausflossenen war. Der dunkelrothe Strom, welcher Decke und Fußboden gefärbt hatte, war von den bleichen Lippen der Ermordeten geflossen. Es mußte ein Kampf stattgefunden haben, ehe die Ermordete diese Todeswunde empfing. In ihrem runden, weißen Handgelenk war ein blaues Mal zu sehen von dem Griff der rauhen Hand des Mörders. Auch an der rechten Schulter, von welcher das lose Hauskleid herabgefallen war, zeigte sich die Spur starker Finger, welche sich dort festgekrallt hatten. Die Wärterin zeigte Gerard diese Male.

„Das sind deutliche Spuren, nicht wahr?“ sagte sie.

„Wenn wir sie nur richtig deuten könnten,“ seufzte Gerard.

„Es sieht aus, als ob sie um ihr Leben gekämpft hätte, die arme Seele,“ bemerkte die Wärterin.

Gerard gab keine Antwort, er stand am Bett, und blickte sich forschend um, als ob er von den Wänden das Geheimniß des Verbrechens, das sie vor wenigen Stunden gesehen hatten, erfragen wollte.

„Die Polizei ist hier gewesen und hat nichts entdeckt?“ fragte er.

„Was sie entdeckt haben, behalten sie für sich,“ erwiderte die Wärterin, „aber ich glaube, es war nicht viel.“

„Sind sie dort hinein gegangen?“ fragte Gerard, auf die offene Thüre zu dem kleinen Hinterzimmer deutend, wo Jack Chicot früher gemalt hatte. Hier hatte er in letzter Zeit gezeichnet und auf einem schmalen Felddett geschlafen.

[7]

Ein Bekenntniß.

Novelle von Eduard Engel.

Ein rothwangiger großer Apfel war neben dem Stamm zwischen die Halme gefallen und in einer kleinen Vertiefung liegen geblieben. Ich hob ihn auf, ganz absichtslos. Dann kam mir der Gedanke, da sei gut einzubeißen, um mir die dörrnde Zunge zu feuchten. Aber wie ich es that, ringelte sich ein weißer, fetter Wurm hervor, so daß ich voll Ekel den Apfel weit von mir warf. Da war's mir, als ob etwas in mir zerriße, als ob Ketten springend klirren und eine furchtbare muckige Last von meinem Kopf genommen würde. Der Gedanke durchzuckte mich: solch ein Apfelbaum war es gewesen, auf dem ich zuerst den Ruf: „Krieg!“ vernommen. — Und mit Blitzesschnelle sah ich mich wieder im Arbeitszimmer meines Vaters, hier, wo ich jetzt stehe, und hörte wieder die Worte, die ich vor wenigen Wochen in heller Freude ausgestoßen: „Der Krieg ist erklärt, — Vater, ich geb' mit! — Und in jenem Augenblick fing die Höllequal an.“

Er lehnte sich erschöpft gegen die Gartenthür und sah mich mit mattem Blick an. Ich sagte nichts, sondern hing gespannt an seinem Munde.

„Wann ich mehr gelitten, gleich damals im ersten Augenblick, wo das Bewußtsein mir zurückkehrte und die Scham über meine hundsstümmliche Feigheit in drei Krallen in mein Herz schlug, oder später im Lazareth zu St. Marie, oder noch später, als ich das Leben weiter schleppen mußte, — ich selbst vermag das nicht mehr zu sagen. Ich wollte aufspringen; aber noch hatte ich nicht die Kraft. Feigling! Feigling, sagte ich zu mir, — erst ganz inwendig, ohne die Lippen zu rühren. Dann wagte ich das Wort zwischen

„Ja, sie gingen hinein,“ erwiderte die Frau, „aber ich bin überzeugt, sie haben dort nichts besonderes gefunden.“

Gerard trat in das staubige, kleine Zimmer. Dort stand eine alte Staffelei mit einem unvollendeten Bild, das halb mit einem zerrissenen Vorhang bedeckt war. Gerard hob den Vorhang auf und betrachtete das Bild. Er besaß einige melodramatische Kraft und stellte einen Venetianer vor, der sich in dunkler Nacht in dem Schatten der Straße verbarg mit dem Dolch in der Hand, um seinen Feind zu erwarten. Daneben stand ein Tisch voll Tintenflecke, auf welchem Papier, Bleistifte und Federn umher lagen, sowie eine leere Cigarrenkiste und Zeitungsnummern. Am Fenster stand ein großer Farnefaß mit Pinseln, Paletten und Farbenbüchsen. Auf dem Grunde des Farnefaßens lag unter allerlei Sachen ein langer, dünner Dolch von interessanter Arbeit. Der Griff war von fein geschmiedetem Silber. Ein Blick auf das Bild sagte Gerard, daß dies der darauf abgebildete Dolch war.

Gerard nahm den Dolch in die Hand und besah ihn aufmerksam, — eine lange, dünne, biegsame, scharfe Klinge, eine tödtliche Waffe in einer starken Hand, eine Waffe, welche gerade zu der Wunde an der Leiche paßte.

Er untersuchte die Klinge, dann den Handgriff und besah sie beide mit einem Vergrößerungsglas. Beide hatten dunkle Flecken, vielleicht waren es Blutflecken. Aber die Waffe war sorgfältig gereinigt worden und weder auf der Klinge, noch dem Handgriff waren wirkliche Blutspuren zu erkennen.

„Sonderbar, daß die Polizei das übersehen hat!“ sagte er zu sich selbst, indem er den Dolch wieder in die Kiste legte.

Frau Eritt hatte ihm von Jack Chicots unerklärlichem Verschwinden erzählt. Was anderes konnte das bedeuten, als Schuld?“

„Und ich weiß, er war ihrer überdrüssig! Ich weiß, er wünschte, sie möchte sterben!“ dachte Gerard. „Vor sechs Monaten habe ich dieses Geheimniß auf seinem Gesicht gelesen.“

Er verließ das Zimmer ohne eine Meinung zu äußern, obgleich die Wärterin begierig war, die Sache zu besprechen, und ihre eigenen Vermuthungen hatte. Er verließ das Haus und durchschritt die nächsten Straßen eine Stunde lang, in der Erwartung des Beginns der Untersuchung.

„Soll ich meine Meinung vor dem Leichenbeschauner aussprechen?“ fragte er sich. „Wozu? Es ist doch nur eine Vermuthung, es ist besser, ich schreibe an eine Zeitung. Was würde es nützen, wenn ich den Chemann des Verbrechens überweisen würde? Nicht viel! Wobin der Elende liegt, begleitet ihn sein Gewissen, und das muß die schlimmste Strafe sein! Und wenn er auch gehangen würde, das würde sie nicht wieder zum Leben bringen. Das arme, thörichte, verlorene Wesen! Sie war das einzige Weib, das ich jemals geliebt habe.“ (Fortf. folgt.)

war dies die erste Schlacht, und sie alle waren mit lautem Hurrah vorangestürmt, und jetzt waren sie am Feinde und hatten ihn niedergedrungen, und wenn der Abend sich vollends neigte und die Nacht käme, konnten sich die Ueberlebenden rühmen: wir haben mitgeholfen, wir haben das gethan und jenes gethan, und wer nicht mehr lebte, der war den Tod der Tapieren gefordert. Was mir jetzt auch noch geschehen mochte, es war doch alles zu Ende mit mir. In jenen wenigen Minuten habe ich eigentlich das ganze Glend dieser Jahre vorausgeschmeckt. Mich durchzuckte eine solche Wuth gegen mich selbst, solch ein gieriges Verlangen, irgend etwas zu thun, um diese Schande zu tilgen, sie auszutreten, damit kein Menich, vor allem keiner in der Heimath etwas davon erfahre, daß ich mich hoch aufrichtete, um hinaus zu wähen, wo die Schlacht stände, um hinzulaufen in das dickste Getümmel, in den Kugelregen, wo die Granaten die Leiber zerquetschten, daß nichts davon blieb als eine große Blutlache! Nur hinaus aus der Welt, aus dem Leben hinaus! —

Ich ergriß mein Gewehr, und da fiel mir ein, daß es ja geladen sei, und daß ich es viel leichter habe: ich brauchte nur die Mündung des Laufes mir unter's Kinn zu halten, mit dem Fuß abzudrücken, und alles wäre vorüber, und ich wäre einer wie jene, die drüben im Staube der Straße lagen. Auch das Bayonett reichte zur Noth hin. Aber nicht hier, verstockt im Weizenfeld! Sie sollten mich finden unter den Todten dort, sollten glauben, ich sei wie sie gefallen. — Ja, siehst du, Franz, so dicht noch vorm Tode will man sich und den anderen etwas vormachen. — Vielleicht war es aber auch nur der Gebante, sie sollten mich finden, damit sie meinem Vater Nachricht gäben. Mein Gott, ich war so jung, ich schauderte vor dem Tode hier in der brüthen Einjamkeit; es trieb mich, auch nach dem Tode noch bei Menichen zu sein. Was weiß ich, was es war, warum ich in großen Sprüngen der Landstraße zueilte. Der Helm fiel mir vom Kopf; ich ließ ihn liegen. Die untergehende Sonne schien mir blendend in die Augen; mir war es eins.

Und nun geschah mir etwas Seltsames: mit dem Entschluß, mich auf der Straße zu erschrecken oder zu erschießen, war ich bis an den Grabenrand gelangt. Wie ich aber nach dem Sprunge auf der Straße stand, war alles in mir wie verwandelt, als wäre die Zeit still gestanden, seit unsere Compagnie zum Angriff vorgegangen war. Es war der helle Wahnsinn, es war das kindische Verlangen, so zu thun, als sei ein mal kein mal gewesen, und als brauche man bloß von neuem anzufangen, um wieder ein ganzer Kerl zu sein, nachdem man zuerst ein Lump gewesen. — Genug, eh' ich mir bewußt geworden, einen Entschluß gefaßt zu haben, rannte ich, so schnell mich meine Beine trugen, in derselben Richtung vorwärts, in der vor kurzem, vor vielleicht einer halben Stunde, meine Kameraden vorwärts gestürmt.

Die Schlacht hatte sich von allen Seiten in der Richtung auf die Außenforts von Weß zusammengezogen. Ich lief und lief und richtete meine Augen nur immer auf die schlanke Thurmspitze der Rathshaus, die durch den Dualm des noch fortbauernenden Geschützfeuer in den Himmel ragte.

Die Weizenfelder rechts und links hatten jetzt aufgehört; hier war die Ernte schon eingebracht, denn weithin dehnten sich die Stoppelfelder. Da, wie der Weg sich in kurzem Bogen um einen bewaldeten Hügel krümmt und fiell zu Thale geht, sehe ich zur rechten zwischen Gärten, Scheunen und Bauernhäusern, nicht weit von einer großen Windmühle, einen großen Haufen französischer Infanterie. Sie mochten verprengt worden sein oder man hatte sie fühllos vergessen, — vielleicht ein Reservement, dem kein Befehl zum Eingreifen hatte zugetragen werden können und deren Befehlshaber nicht auf eigene Verantwortung zu handeln wagte.

Ich war unter einer der hohen Straßenpappeln stehen geblieben und überflog mit klarem Blick ihre Reihen. Es mußte eine ganze Division sein. — Als ob ich noch ein ehrlicher Soldat sei wie vor einer Stunde, als ob ich noch ein Recht dazu habe, dachte ich: wenn die den Unsrigen in den Rücken fallen! Könnte ich nur die Kunde von diesem Hinterhalt ins deutsche Hauptquartier tragen! Aber wo ist das deutsche Hauptquartier? Jedenfalls dort, vor mir, geradeaus, irgendwo, dort wo der Donner der überlegenen preussischen Geschütze jeden anderen Lärm der Schlacht überbrüllte.

Vorwärts! Ein halbes Duzend Chassepotischüsse knallte mir nach, wie ich aus der Deckung des Baumes hinaus auf die Straße sprang und weiter lief. Mich ließ das Schießen hinter mir her ganz gleichgiltig. Fast hätte ich laut vor Schadenfreude

über dies unnütze Schießen gelacht. Da pfiß hart an meinem Ohr eine der Kugeln vorüber und bohrte sich tief in den Stamm der vor mir aufragenden Pappel. Diesmal lachte ich ganz laut auf und lief weiter.

Im Laufen wurde mir wohlher und freier. Mir war's, als schüttelte ich durch die schnelle Bewegung vorwärts ein Stückchen der schweren Last der Schande von mir, die sich dort hinten auf meine Schultern gehockt. Auf dem ganzen Wege kam ich an Todten vorüber, an weggeworfenen Gewehren, Tornistern, zerschossenen Trommeln. Ein todter Schimmel lag auf dem Rücken und streckte die vier Beine starr nach oben. Dann hörten die blauen mir bekannten Uniformen unter den Gefallenen auf, und die rothen Hosen und Kappis begannen. Von hier mußten die Feinde sich zur Flucht gewandt haben, denn fast alle ihre Todten und Schwerverwundeten lagen auf dem Gesicht, mit Schußwunden im Hinterkopf oder im Rücken. Noch einmal mußten sie, unterstützt durch Reiterei, standgehalten haben, denn um ein einiges Gehößt, dessen kleine Fenstercheiben sämmtlich zerschossen waren, lagen die todten Pferde und Mannschaften haufenweise übereinander, darunter auch wieder einige von den Unsrigen.

Ich war müde vom Laufen und meine Füße trugen mich nicht weiter. Auf dem Hof war ein Ziehbrunnen, ich schöppte mir mühsam das kühle Wasser heraus und trank es in vollen Zügen aus dem Eimer. Ein ganz kleines häßliches, halbverhungertes Käschchen kam mauzend unter einem Reißigbaumen hervor und rieb sich an meinem Stiefel den blutbeschnitzten Mund. Es mochte Hunger haben und zum Dank für die gefundene kühle Labe suchte ich in meiner Rocktasche nach einem Stückchen Wurst, das mir verblieben, und eben warf ich es dem gierig aufzuckenden Thierchen hin, als ich vom Thal herauf eiligen Hufschlag hörte von mehreren Reitern.

Ich faßte mein Gewehr fester und trat wieder auf die Straße. Da sah ich drei französische Reiter, die wenig voran einen Offizier auf einem Schimmel, über dessen Hals er gebeugt hing, den Säbel in der Scheide; dicht hinter ihm auf zwei stelenlosen Klappen zwei seiner Leute, der eine mit gehobenem Karabiner, der andere mit niederhängendem nackten Ballasch in der Faust. Auf mich los wie das Wetter alle Drei, als ob sie nur mich zum Ziel hätten. — O des kindischen Gedankens in mir, — was ging ich sie an? Sie hatten mich nun wohl bemerkt, denn ich sah, wie der Offizier, ohne den wüthenden Galopp seines Thieres zu hemmen, ohne den Blick von der Straße vor ihm zu wenden, nach der Satteltasche tastete, um den Revolver herausanziehen, und wie der eine seiner Leute den Ballasch hob. Aber sie wären dennoch ohne Schutz noch Sieb an mir vorübergepresst, dort zu jener Division, die sie herüberufen sollten — das war mir jetzt sonnenklar geworden — wenn ich ihnen nicht auf hundert Schritt Entfernung entgegengetreten wäre. Ich mußte nicht, was ich wollte, aber vom Kopf bis zur Zehe, in allen Muskeln und Nerven hatte ich nur einen Willen: nicht lebendig vorüber, so lange ich einen Arm rühren, das Gewehr fröhlich laden konnte! Im Nu hatte ich's an die Wade gerissen; ich sah noch, wie der feindliche Offizier sein Thier zur Seite werfen wollte, — aber da kratzte schon mein Schuß, und das Pferd bäumte sich hintenüber. Ich mußte nicht, ob getroffen oder nicht, aber der Offizier war jedenfalls getroffen, denn er ließ den Revolver, den er schon ergriffen, fallen und stürzte seitlings zu Boden, den einen Fuß noch im Steigbügel. Das sich überlagende Pferd auf ihn. Krampfhaft lud ich mein Gewehr wieder und stand im Anschlag. Der eine Reiter hatte sein Pferd im Nu parirt, war abgebrungen und wollte seinem Offizier auf die Beine helfen. Der andere, der mit dem gezogenen Ballasch, hielt sich nicht auf, sondern kam mit langen Galoppfüßen auf mich los, bis auf drei, vier Schritt, — da hatte er meine zweite Kugel im Kopf. Wird rasst das reitende Pferd an mir vorüber.

Ich war wie im Rauich und stürmte mit einem Hurrah vorwärts, als sei ich jetzt die ganze Compagnie. Nun war ich an dem Dritten, ich sah sein Gesicht, sah es bis in alle Einzelheiten, sah auch, wie er seinen Karabiner auf mich anlegte, fühlte einen Schlag gegen die Brust, taumelte, raffte mich aber noch einmal auf, stieß mit dem Bayonett blind ein paar mal in die Luft, nach ihm; dann sauste ein Arm mit einem blitzenden Säbel auf mich nieder, und gleich darauf konnte ich meinen linken Arm nicht rühren. Noch im Umsinken gewahrte ich, wie auch Jener vom Pferde glitt, und hörte ihn hart neben mir zu Boden stürzen.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Auch ein Revolutionär.** Unter den zweifelhaften Berliner Christen, die in den Wärtagen des Jahres 1848 auf ihre Art eine Rolle spielten, erkreute sich der Revolutionär Lindenmüller eines ganz besonderen Ansehens. Sein Eizienwaarengeschäft war in Konkurs gerathen; ein Haus in der Marienstraße gehörte seiner Frau, einer angesehenen Schneiderin für die feinere Damenwelt, die ihrem beghährungslosen Herrn Gemahl jeden Morgen zwei belegte Dreierkruppen und einen

Thaler gab, unter der Bedingung, daß er sich den ganzen Tag im Hause nicht sehen lasse, um die Nähtertinnen nicht in ihrer Arbeit zu stören. Müller legte sich nun ganz auf die Revolution, er wurde Anführer einer Horde Berliner Bummeler. Am Abend mußten sich seine Leute Unter den Linden an Kranzler's Ecke verjammeln; daher der Name Lindenklub und die Bezeichnung Lindenmüller für seinen Stifter. Eines Abends besahl er: „Morgen bringt jeder von euch einen Topf voll rother Farbe mit; wir werden nach dem Kreuzberg marschiren und das Monument roth anstreichen!“ Dieser Befehl wurde mit lautem Hurrah

Begrüßt. Als Lindenmüller mit seiner Rote aber den Weg zum Denkmal durch Schaulente abgeperrt fand, sah er sich das Gebiet eine Weile an, dann sagte er die drei inhaltsschweren Worte: „Na, denn nicht!“ und befaß den Rückzug. Als das Schloßportal durch neue Eisengitter geschlossen wurde, geriet Lindenmüller in Hise, ließ ohne Weiteres die schweren Gitter ausheben und bei der Kurfirstenbrücke in die Spree verlegen. „Der Freiheit soll man nicht die Gassen verlegen!“ rief er wie Ulrich von Gutten, dann ging er frühstückten. Für diesen kühnen Streich, bei dem er merkwürdigerweise durch seinen Schutzmänn behindert wurde, mußte er die Stadtvogtei als Untersuchungsgefangener beziehen. Hier befand er sich noch im Monat März 1849. Am achtzehnten genannten Monats schnitzte Müller, der sich allein in seiner Zelle befand, Leuchter aus rohen Kartoffeln, steckte in jeden derselben ein Licht und illuminierte damit nach Finsternwerden das eisenvergitterte Fenster seiner Zelle, welches nach dem Hofe hinausging. Man kann sich den Neger der Stadtvogteibeamten und den Jubel der übrigen Gefangenen denken. Einige Hundert rauhe Kehlen schrien unaußhörlich: „Hurrah, Lindenmüller! Es lebe der achtzehnte März!“ Der Direktor der Anstalt, Herr von Mohr, ein äußerst humaner Beamter, stürzte in die Zelle zu Müller und fand ihn bei Ruch und Pfannuchen, die ihm seine Frau geschickt hatte. „Was treiben Sie hier wieder für Unfug, Müller?“ schrie ihn der Direktor an. Der Gefragte antwortete mit der größten Gemüthsruhe: „Et is ja heute der erste Geburtstag von die Revolution, Herr Direktor, da wollt' id ein bißchen illuminiert!“ Natürlich wurden die Kartoffelleuchter schleunigst entfernt, und Lindenmüller mußte auf vierundzwanzig Stunden in die „finstere Nummer“ spazieren. „Det schod't nicht“, lächelte Lindenmüller; „et is ja doch Allens vor die Freiheit!“ Als er aber einige Monate später merkte, daß das Spähen der Behörden mit ihm aufgehört habe — er war nämlich des Schloßgitters wegen zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden —, da machte er sich heimlich über's Wasser, wanderte nach New-York aus und machte sich dort durch originelle Einfälle und seine unverwundliche „Schnotterigkeit“ und gefinnungslose Frechheit einen Namen. Da das Bierauschenken damals in New-York an Sonntagen verboten war, stiftete er eine Religionsfeste, zu deren gottesdienstlichen Gebräuchen es, wie er vorgab, gehörte, bei den Sonntagsanbachten Bier zu trinken. Er behauptete, so gut wie die „Älteren“ es für religiös hielten, um den Altar zu tanzen, ebenso gut könnte man auch zur Erweckung der Gottseligkeit Bier trinken; er schickte dann während der Andacht den Klingelbeutel herum, und jeder konnte auf diese Weise seine Bier Schuld berichtigen. Zuweilen erziehen er selbst im Ornat und predigte munter darauf los; alle paar Minuten mußte sich die Gemeinde stärken.

Seitere Gesichten von den letzten österreichischen Wahlen hat das „N. W. Tabl.“ gesammelt. Hier einige Proben: In einer Wählerversammlung sprach ein Diebemann folgende klassische Worte: „Meine Herrn! Mir hom bei der lehr'n Landtagswahl an Liberal'n gewählt, na und so man i halt, weil mir neuträle Männer san, wähl'n mir bösmal an Antisemit'n. — So ham mir dann an jeb'n sei' Recht geb'n und bleib'n mit alle quat. — Ein ländlicher Wähler wurde von einigen eifrigen Parteifreunden Kronawetters um seine Meinung befragt und er antwortete darauf mit folgenden tief sinnigen Worten: „Wissen S', i' hab' den Riechtenstein g'hört, den Fraßl hab' i' a' g'hört und jekt hab' i' a' den Kronawetter g'hört — aber i' muas Jona sag'n, 's san alle drei recht liabe Leut', ja recht liabe Leut'.“ Welcher ihm aber der „liabste“ von den dreien, das war aus dem Manne nicht herauszubringen. — In einer leopoldstädter Versammlung verlangte ein Wähler kümmlich die dringende Nominierung eines Auktions-Comite's zur Betreibung der Wahl. — In Neulerchenfeld fragte ein Wähler, daß Wien zu wenig Abgeordnete wähle und stellte an den kandidierenden Dr. Kronawetter die Frage, wie dieser über die Vermehrung des Herrn Abgeordneten denke; in der Josefstadt erklärte ein Vereinsfunktionär, als die Rede von einer eventuellen Fühlung mit den Demokraten war, er sei dieser Frage bereits um eine Pferdellänge voraus, und in der inneren Stadt endlich pries ein Redner den liberalen Kandidaten mit den Worten an: „Nur dieser Kandidat kann unser Mann sein, weil er in der Lage ist, etwas für uns zu thun. Mit einem Fuße steht er in der mächtigen deutschliberalen Partei und mit dem anderen Fuße wird er uns kräftig unterstützen.“

Weibliche Aerzte und Prediger. Man zählte, wie der „Frauenereb“ mittheilt, im Jahre 1888 im russischen Reich 695 examinierte weibliche Aerzte. In Petersburg sind von den städtischen Behörden 7 Frauen als Gesundheits-Inspektoren in Volksschulen und Armenquartieren angestellt. Es wird allgemein anerkannt, daß in den Zeiten schwerer Epidemien, von denen die Hauptstadt heimgeucht ward, die weiblichen Aerzte allezeit große Hingebung und Unerchrockenheit bewiesen haben. In den Vereinigten Staaten ist die Zahl der weiblichen Aerzte ebenfalls sehr bedeutend. Im Staate New-York praktizieren allein 450; sieben amerikanische Krankenhäuser sieben unter weiblicher Leitung und haben ausschließlich weibliches Personal. Dö

die 300 weiblichen Prediger in den Vereinigten Staaten auch ein ebenso großes Bedürfnis sind, möchten wir vorläufig noch bezweifeln. Allerdings haben ja die Frauen von Natur die Neigung, wenigstens „Gardinenpredigten“ zu halten. „Gebaulich“ hat dieselben aber noch nie ein Mann gefunden; und so halten wir das Predigen noch nicht für einen „weiblichen Beruf“.

Der Roman eines Kartäusermönchs. Nach höchst romanhaften Schicksalen starb dieser Tage in der Kartäuserabtei Becamp Grai Brécourt, welcher ehemals in der Pariser Gesellschaft eine glänzende Rolle gespielt. Brécourt war dreimal verheirathet gewesen. Nach dem Tode seiner ersten Frau heirathete er deren Schwester und nach dem Ableben dieser seine Schwiegermutter. Von letzterer hatte er eine Tochter, welche er durch einen unglücklichen Zufall, von der Jagd heimkommend, erlösch. Der Graf, der inzwischen wieder Wittwer geworden, gerieth darüber in solche Verzweiflung, daß er Kartäuser wurde und den Namen Bruder Anselmus annahm. Bis an sein Lebensende blieb er Nachtpförtner des Klosters. Sein großes Vermögen hatte er vorher schon der Bruderschaft geschenkt.

Selbst gekreuzigt. In einem Anfall von religiösem Wahnsinn hat sich in voriger Woche der Bankier James Quinn in Philadelphia, ein Württemberger von Geburt, selbst gekreuzigt. Schon seit einiger Zeit infolge religiöser Grübeleien geistesgestört, erhob sich Quinn, als seine Familie zu Bett gegangen war, von seinem Lager, zeichnete die Form eines großen Kreuzes auf den Fußboden, legte sich nieder und ergriff sodann Hammer und Nagel, um sich, wie er zuvor häufig erklärt hatte, für seine Familie zu opfern. Er trieb einen Nagel mit solcher Gewalt durch den rechten Fuß, daß die Spitze in den Fußboden einbrang; die gleiche Prozedur am linken Fuß gelang nicht, da der Nagel einen Knochen traf, und auch ein wiederholter Versuch, einen andern Nagel einzutreiben, erfolglos war. Ein Nagel, der für die rechte Hand bestimmt war, blieb im Fleisch stecken. Obwohl Quinn große Schmerzen haben mußte, verhielt er sich ruhig, um seine Familie nicht zu wecken. Aber die Hammerschläge scheinen doch gehört worden zu sein, und man kam gerade noch zu rechter Zeit, um den tollen Alten zu retten.

Die leidige Orthographie. „Bitte, Herr Mater! schreiben Sie mir etwas Schönes in mein neues Poesiebuch, ich liebe es gern von einem so geistreichen Herrn einzuweihen!“ — Mater (schreibt): „Was Du thust, thue Gans!“

Nur immer modern! Ein Damenschneider, welcher seine Bekrjähre in Paris verbracht hatte, ließ sich bei seiner Rückkehr nach Berlin Karten drucken mit der Aufschrift: Charles K... Schüller von Worth. — Spezialität: Hochzeits- und Scheidungsroben.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Eine Opernovität, die zu einem Duell zwischen dem Komponisten und einem ersten Sänger führt — man müßte Paris als Schauplatz der Begebenheit vermuten, auch wenn wir es es nicht nennen würden. Ein anfangs nicht ernst genommener Vorfall hat dazu geführt, daß der bekannte Bariton Bassalle dem Komponisten Massenet „seine Zeugen schickte.“ Nach dem dritten Akte der Oper „Le Mage“ von Massenet sprach Bassalle mit dem Schwiagerohnen Massenet's über den Erfolg der Sängerin Lurian-Escalais, Darstellerin der Anadita, ohne auch des Erfolges der neuen Sängerin Fr. Fierens zu erwähnen. Wüßlich wüirt der Sänger eine nervöse Hand an seinem Arm, und, sich umwendend, sieht Bassalle Massenet vor sich, der ihn kurz ansäht: „Von wem sprechen Sie?“ — „Von Madame Escalais“, antwortete Bassalle. — „Und Madame Fierens, die Darstellerin der Baredha, war die vielleicht schlecht?“ — „Ich spreche nicht“, antwortete Bassalle, „von Madame Fierens.“ — „Ich aber spreche von ihr, verstehen Sie! Sie ist eine große Künstlerin, und ich gebe nicht zu, daß man über sie auf der Scene der Opéra medisire.“ — „Was hören Sie denn tratschen, mein lieber Freund?“ entgegnete Bassalle. — „Ihr Freund? Streichen Sie dieses Wort vor allem. Mit welchem Rechte sprechen Sie mit mir mit dem Out auf dem Kopfe? Ich bin ein Meister, merken Sie sich das, ein Meister! Sie sind mir Respekt schuldig.“ — „Ah, das ist Ernst?“ antwortete Bassalle. — „Dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, ich sehe hier zwei Leute, wovon einer einfach lächerlich werden will. Und augenblicklich sind Sie für mich weder ein Meister, noch der Meister, noch mein Meister.“ Massenet wollte sich auf Bassalle stürzen, um ihn zu prügeln. Zum Glück verhinderte dies Massenet's Schwiegerohn. Massenet stürzte auf die Scene. Bassalle sagte noch: „Es ist bebauerlich, daß man hier nicht einige Schritte gehen kann, ohne einem Narren zu begegnen.“ Die Affäre scheint friedlich zu enden. Ein Telegramm aus Paris, 19. d., meldet uns: Die Zeugen Massenet's und Bassalle's erklärten, daß kein Grund zu einem Zweikampf zwischen ihren Auftraggebern vorliege.